

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

**Band:** 7 (1903)

**Artikel:** Aus dem alten Zug

**Autor:** Stadlin, Ernst

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-574496>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 17.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Aus dem alten Zug.

Nachdruck verboten.

Mit sieben Abbildungen.

**A**m Nordende des blauen Zugersees, der Rigi-Pyramide und dem stolzen Höhenzug des Verner Oberlandes gerade gegenüber, liegt die kleine Reisendenz des kleinsten Kantons, von der wir dem geneigten Leser in Bild und Wort einiges vorführen möchten. Der Versuchung, uns in Naturbeschreibungen zu verlieren und so das Schönste, was Zug seinen Besuchern bietet, die reizvolle Umgebung, zu preisen, soll hiebei nach Möglichkeit widerstanden werden. Denn außer einer gottgesegneten Landschaft bewahrt unser Städtchen in altertümlichen Straßenzügen, in öffentlichen Bauten profanen und sakralen Charakters so viel intime Reize und anerkannte architektonische Vorzüge, so manche wertvolle historische Erinnerung, daß auch diese Dinge einmal zur Sprache kommen dürften.

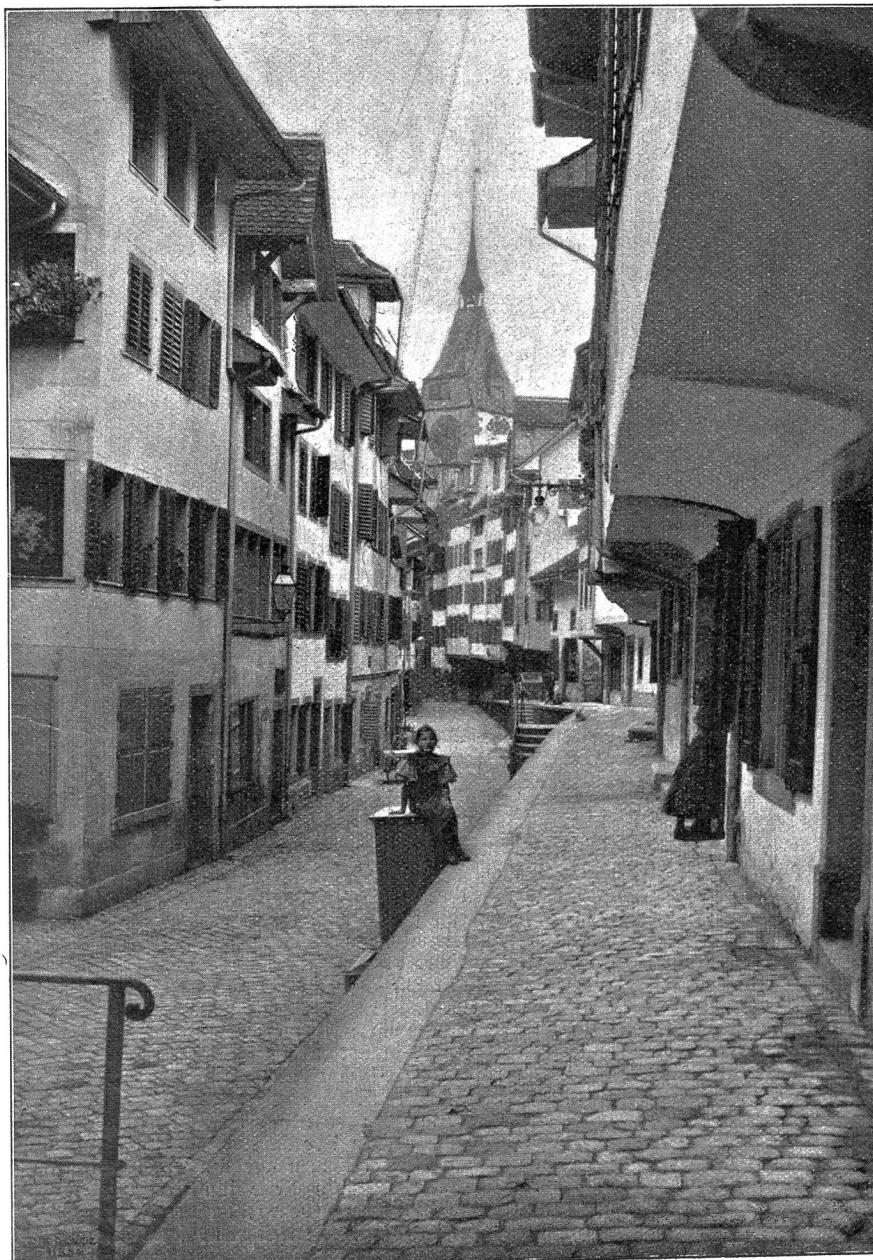
Victor Hugo schildert in seiner Reisebeschreibung «Alpes» aus dem Jahr 1839 den Eindruck, den die Stadt mit ihren wehrhaften Mauern und Türmen, Brunnenhäusern und originell

geschmückten Häusern auf ihn gemacht hat. Eine „charmante commune féodale“ nennt er sie, und indem er der Freude über das treu gehütete Bild vergangener Zeiten Worte leihet und als feinfühliger Dichter ganz dem stimmungsvollen Zauber jölicher Umgebung sich hingibt, spendet er ihr das größte Lob.

Das heutige Zug — vor sechzig Jahren wohl schweizerisches Nürnberg genannt — hat in architektonischer Beziehung manches von seinen früheren Reizen eingebüßt. Gefallen sind die trutzigen Tore, verschwunden die zinnenbekrönten Mauern, die „Lauben“, Wall- oder Wehrgänge, auf denen man in lustiger Höhe rings um die Stadt gelangen konnte und die nach Großmutterchens Erzählung so prächtig zum Versteckspielen getaugt. Daß den modernen Anforderungen des Verkehrs und der Hygiene ein und anderes zum Opfer fallen mußte, versteht sich von selbst. Daß man aber solchen Bauten auch da zu Leibe ging, wo ihnen ohne Nachteil ein *otium cum dignitate* hätte gegönnt werden können, ist nur vom Standpunkt jenes robusten Vandalismus aus begreiflich, der in einem alten Turm den unproduktiven Steinhaufen sieht und dem die Begriffe für das Malerische, Stimmungsvolle vollkommen fehlen.

Die Erkenntnis, daß man durch solches Gebaren den Bestrebungen zur Hebung des Fremdenverkehrs geradezu entgegenwirke, kam erst später. Leider konnte sie den vor vier Jahren erfolgten Abbruch der alten Pfarrkirche St. Michael nicht verhindern. Die uralten Fresko-Gemälde, die hinter den Altären und unter der Tünche dieses Gotteshauses zum Vorschein kamen, hätten allein schon ein sofortiges Einhalten in der Zerstörungsarbeit gerechtfertigt. Hoffen wir, die Kirche St. Michael sei das letzte Opfer jener unvernünftigen Nivellierungssucht gewesen.

So viel aber in dieser Beziehung gefündigt worden ist, immer noch lohnt es sich, die Stadt zu durchstreifen, immer noch wird der verständnisvoll Suchende an einer seltenen Häuserfront, an einer malerischen Perspektive sich ergötzen können. Wahre Perlen mittelalterlicher Bauweise findet man in der sog. Altstadt. Ursprünglich aus drei von Norden nach Süden parallel laufenden Straßenzügen, der obern, mittleren und niedern Gasse bestehend, umfaßt dieser Stadtteil die ältesten Wohnungsanlagen Zugs. Der verhängnisvolle 4. März des Jahres 1435, an welchem Tag die niedere Gasse mit sechsundzwanzig Häusern in den Wellen des Sees versank, gab wohl Veranlassung, die Stadt landeinwärts auszudehnen. Die alte Befestigungsline, deren Hauptstützpunkte der sog. Kaitenturm, der Zeitturm und der Kapellenturm waren, wurde aufgegeben und an die Ringmauer eine Reihe von Wohnhäusern angebaut. Auf diese Weise entstand die malerische Häuserzeile der „Altstadt-Obergasse“, die wir mit der wirkungsvollen Silhouette des Zeitturms im Hintergrund dem Betrachter bildlich vorführen. Die



Zug Abb. 1: Altstadt-Obergasse mit dem Zeitturm.

damaligen Baumeister hatten das Problem der Raumgewinnung bei engsten Baugrundverhältnissen zu lösen, wobei sie nach Art einer gewissen Vogelgattung, welche die Nester an Felsen klebt, verfahren und an der starken Stadtmauer einen trefflichen Halt für ihre Konstruktionen fanden. So gewährt die „Altstadt-Obergasse“ mit den erkerartig über das Erdgeschoss vorspringenden Häuserfronten einen originellen, fast halsbrecherischen Anblick. Denn durch Uebertürnung der Fachwerkwände werden massive Hausmauern vorgetäuscht, die dem Straßengänger wie in der Luft stehend erscheinen. Vom erhöhten Bürgersteig aus blicken wir in die Geheimnisse irgend eines Handwerkes, das nach alter Väterstute unter dem geöffneten Flachbogenfenster des Erdgeschosses ausgeübt wird, oder wir gewahren einen hübschen Mädchenkopf, der hinter Geranien und Nelken versteckt auf die Gasse blickt. In dieser Umgebung, die so vernehmlich von vergangenen Zeiten redet, erkennen wir, daß auch des schlichten Bürgers Haus eine Geschichte hat. Wohl handelt sie nicht von kriegerischen Ereignissen und politischen Aktionen; aber auch an diesen friedlichen Wohnstätten geht das Schicksal nicht vorüber, und was es seit vier Jahrhunderten an Freude und Leid über ihre Schwelle trug, das zu beschreiben, würde einen stattlichen Band erfordern.

Ebenso echt und unruhig tritt uns Alt-Zug auf einem andern Bild entgegen, das die fleißige Federzeichnung eines zugerischen Kunstjüngers, Herrn J. Waldis, wiedergibt. Es zeigt den sogenannten Fischmarkt, und der Künstler hat als Staffage einige Zeitgenossen Dürers und Holbeins in seine Darstellung hineingesetzt. Die Figuren würden heute noch vollkommen mit ihrer Umgebung harmonieren, hat doch dieser Stadtteil sein altertümliches Gepräge vorzüglich bewahrt. Einzig der sogenannte Hechtbrunnen im Vordergrund des Bildes ist der geraden Linie zum Opfer gefallen. Das an diesem Brunnen befindigte, jetzt im städtischen Museum aufbewahrte Fischmaß diente dazu, die zum Verkauf der Fische erforderliche Größe festzustellen. Was dieses Mindestmaß nicht erreichte, war dem See zurückzugeben. „Meine gnädigen Herren des Rats“ befanden sich mit solchen und ähnlichen Dingen sehr genau. Auf unserm Bild sieht man rechts die würdige Heimstatt, wo die zum Wohl des Staates aufgestellten Sagungen, vom blutig strengen Halsgericht bis zum „Trolmandat“ und zur simpeln Kleiderordnung, erfunden und gehandhabt wurden. Das alte Rathaus, nach Mahn das typische Beispiel eines sogenannten Fensterhauses, gehört dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts an. Mit seiner imposanten Fassade, den prächtigen dreifach geteilten Flachbogenfenstern und dem hochragenden Treppengiebel kennzeichnet es sich schon von weitem als öffentliches Gebäude. Im Innern birgt es reichhaltige Sammlungen von historischer und kulturgeistlicher Bedeutung, sowie einen durch wundervolles gotisches Schnitzwerk ausgezeichneten Saal. Hier auch ist der Ort, wo seit Beginn des sechzehnten Jahrhunderts Zugs Geschichte gemacht wurde. Folgenschwere Beratungen und Beschlüsse in den Kriegsjahren 1529 und 1531, 1556 und 1712 fanden in diesem Hause statt. Durchbare bürgerliche Zwistigkeiten sah es in seinen Mauern. Eine der schlimmsten ist wohl der von 1726—1735 dauernde „Linden- und Harten-Handel“ gewesen, der mit leidenschaftlicher Heftigkeit geführt wurde und Szenen von wahrhaft tragischer Größe veranlaßte. Es galt damals, die bürgerliche Freiheit gegen die knechtende Macht der französischen Bund- und Gnadengelder zu verteidigen. Die Verteilung der Letzteren war in das Befieben der hochmögenden Familie Zurlauben gestellt, die den „Freunden des Königs“ davon verabschiedete, was zur Gewinnung der Majorität in Rat und Gemeinden nötig war. Patriotisch gesinnte Männer, an ihrer Spitze der geistvolle und energische Ratsherr Schumacher, widersetzten sich diesem Treiben. Stürmische Landsgemeinden und Bürgerversammlungen waren die Folge. Als man sich während einer solchen fast zu Tod prügelte und in den See hinauswarf, mußte der Stadtpfarrer mit dem Sanktissimum die erzürnten Gemüter beruhigen. Ein ander Mal schließt der Stadtschreiber sein Protokoll mit der Bemerkung, es sei ein solches Wüten und Toben gewesen, „so auch den wildesten Lappländern zu viel sein sollte“. Wie Schumacher und seine Anhänger, die Harten genannt, endlich ihr Ziel erreichten, Gleicheilung der Pensionen beschlossen und Frankreichs Einfluß gebrochen wurde, wie die Linden sich wieder zu erheben suchten und das Ausbleiben der französischen Bundesfrüchte einen Umschwung der Volksstimmung zu ihren Gunsten bewirkte, kann hier nur angedeutet werden. Schauplatz der wichtigsten Szenen in diesem

bürgerlichen Trauerspiel war das Rathaus. Dort wurde Umann Schumacher gefangen gesetzt, prozeßiert und dem Blutgericht übergeben. Im Bewußtsein, nur das Beste seines Volkes erstrebte und dessen Gunst einst besessen zu haben, brach der Gefangene in die bittern Worte aus, die er an die Wand seines Kerkers schrieb:

« Hic ego, qui quondam Tugiis dictator in oris Gallorum tacita victima fraude cado,  
Exemplaque meo probo, quod mala bestia vulgus  
Non linquit summis crescere colla viris. »

Aber das Schafott, das man drei Tage vor der Urteilsfällung unter den Augen von Schumachers Gattin und Kindern gebaut, war umsonst errichtet. Eine andere Strafe, weit grausamer als die Todesstrafe, erfand der aus lauter persönlichen Feinden Schumachers bestehende Gerichtshof. Die Sentenz lautete auf dreijährige Galeriehaft und ewige Verbannung aus den Grenzen des Vaterlandes. Der geistvolle, hochgebildete Umann von Zug, damals schon ein alternder Mann, wurde nach Turin auf die Citadelle gebracht und dort mit einem gemeinen Verbrecher zusammengefetet. Einige Wochen später erlag der Schwergeprüfte dem Heimweh und der harten Behandlung.

An der rechten untern Ecke des Rathauses hat der Künstler auf seiner Zeichnung auch Lasterbank und Halseisen rekonstruiert. Ihr Anblick leitet auf das Gebiet der Kriminaljustiz über. Wie es mit dieser und namentlich mit dem Strafvollzug bestellt war, lehren die im Zeitturm noch vorhandenen Gefängnisse. Es sind niedrige, aus starken Eichenbohlen gezimmerte Holzkästen, in denen der Gefangene weder stehen noch ausgestreckt liegen konnte. Noch schrecklicher sah es in dem bereits erwähnten „Käibenturm“ aus, wo das inquisitorische Verfahren unter Anwendung der „scharfen Frage“ stattfand. Uebrigens hatte dieser Turm seine Spezialität. Hier wurden gewöhnlich Hexen und andere „vermaledfzte“ Personen gefangen gesetzt. Wie überall gräßierte im siebzehnten Jahrhundert auch in Zug die geistige Pest des Hexen- und Dämonenglaubens. Im Jahr 1660 verbraunte man in diesem kleinen Gemeinwesen innerhalb zweier Monate siebenundzwanzig Frauen als Hexen. Die Bekennisse, die diesen Märtyrerinnen mittelst unmenschlicher Folterqualen abgerungen wurden, liegen noch in den Archiven und sind so blödsinnig, daß vom heutigen Standpunkt aus die halbe damalige Menschheit für das Tollhaus reif erscheint. Noch das Jahrhundert der Aufklärung und der großen Revolution mußte sich den Anblick mehrerer in Zug geführter Hexenprozesse gefallen lassen. Anno 1737, am 12. September, wurden laut Stadlins Zugergeschichte vier, am 30. Oktober zwei Hexen mit „Feuer, Strick und Schwert verübt“. Am 16. Dezember gleichen Jahres fiel das letzte Opfer dieser grausigen Umnachtung des Menschengeistes. Leider hat man die innere Einrichtung des „Käibenturms“, seine Kerker oder „Heucheln“, die noch von unseren Vätern als monströse Vermächtnisse der „guten alten Zeit“ angestaunt wurden, beseitigt.

Einiges Interesse darf auch das mit dem Rathaus verbundene sogenannte Stadthaus beanspruchen. In seiner äußeren Erscheinung mit Treppengiebel und dreiteiligen Fenstern dem Rathaus verwandt, entstammt es doch einer früheren Periode als dieses. Hier saßen um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die Meier des Klosters Kappel und bezogen von den im Kanton Zug liegenden Klostergütern Zehnten und Steuern. Das Haus war denn auch lange unter dem Namen „Kappeler-Haus“ bekannt. In neuester Zeit nimmt die gegenwärtige Besitzerin, die Bürgergemeinde Zug, eine gründliche Renovation an ihm vor. Die ehemalige Kellerei im Erdgeschoss hat sich in eine gemütliche aldeutsche Trinkstube verwandelt, von deren Bogenfenstern die Wappen der Zuger Bürgerfamilien auf den Becher niederschauen. Sie sowohl, wie die übrigen Glasmalereien, die dieses Lokal zu einer Sehenswürdigkeit machen, sind Werke des Glassmalers Adolf Boos in Lothenbach.

Wir verlassen die Altstadt durch den finstern Torbogen des Zeitturms und befinden uns mit wenigen Schritten auf dem Adolin-Platz. Er bildet den Mittelpunkt der Stadterweiterung, wie solche nach dem großen Unglück im Jahr 1435 allmählich sich entwickelt hat. Leider können wir den prächtigen Stadtplatz nur von seiner westlichen Seite illustriert wiedergeben; auch ist das Bild keines der neuesten, da der Zeitturm zwischen renoviert und al fresco mit einer hübschen Allegorie auf die rastlos enteilende Lebenszeit geschmückt worden ist. Die



Zug Abb. 2: Alter Fischmarkt mit Marktleuten und Zuger Bürgerin aus dem 16. Jh. (In der Mitte der jetzt besetzte „Hechibrunnen“; rechts Rathaus und Stadthaus, am ersten die „Schandbank“ mit Halskette; im Hintergrund der „Zytthurm“ und das Wohnhaus Ammann Schumachers). Federzeichnung von J. Waldis-Stöcker, Zug.

Stadtkanzlei neben dem Zeiturm enthält die Gemeindeverwaltung. Sie wurde zu Ende der Sechzigerjahre des letzten Jahrhunderts an Stelle des alten Zollhauses errichtet. Ihre in gotisierenden Formen gehaltene Fassade fügt sich dem Gesamtbild des Platzes gut ein; die innere Ausstattung dagegen ist wertlos. Das Interessanteste an dem Gebäude ist eine alte Superporte über dem Haupteingang, die ehemals am Zollhaus

eingemauert war. Sie zeigt ein steinernes Kreuz mit der Inschrift: "MCCCCXXXV do gieng Zug undr und ertrank: schriber wickart." Wir haben es also mit einem bescheidenen Erinnerungszeichen an den Altstadt-Untergang und an Stadtchreiber Hans Wickart zu tun, der hierbei mit neunundfünzig seiner Mitbürgern den Tod fand. Dessen Söhnlein entging dem Verderben wie durch ein Wunder. Es wurde in seiner Wiege



Zug Abb. 3: Kolin-Platz mit Stadtkanzlei und Zeitturm.

liegend von den Wellen ans Land geschwemmt, und dieser Mettung verdankt das heute noch blühende Geschlecht der Wickart Erhaltung und Fortbestand.

Die Ostseite des Kolin-Platzes gegenüber Stadtkanzlei und Zeitturm begrenzt die erkergeschmückte Fassade des Gasthofes zum Ochsen. Dieser sowohl als auch der stattliche, aus dem Jahr 1540 stammende Brunnen vor ihm hätten dankbare Motive zur Illustrierung geboten. Wir hoffen später darauf zurückzukommen zu dürfen, und zwar um so eher, als wir am berühmtesten Baudenkmal Zugs, der spätgotischen St. Oswaldskirche für heute nur mit einer kurzen Bemerkung vorübergehen müssen. Zeitlich steht der Tempel zu St. Oswald mit den Burgunderkriegen in einer gewissen Beziehung. Jener wurde begonnen, als diese beendigt waren. In der Pfingstwoche 1478 fand die Grundsteinlegung statt. Hans Felder, der die Wasserkirche in Zürich baute, leitete auch den Kirchenbau in Zug. Als Gründer und hauptsächlichster Förderer gilt jedoch Magister Eberhard, Pfarrer in Weggis und Zug, dessen Name mit Recht so lange unvergessen sei, als die Mauern dieser „schmuckvollsten aller spätgotischen Kirchen der Schweiz“ (Rahn) gen Himmel ragen.

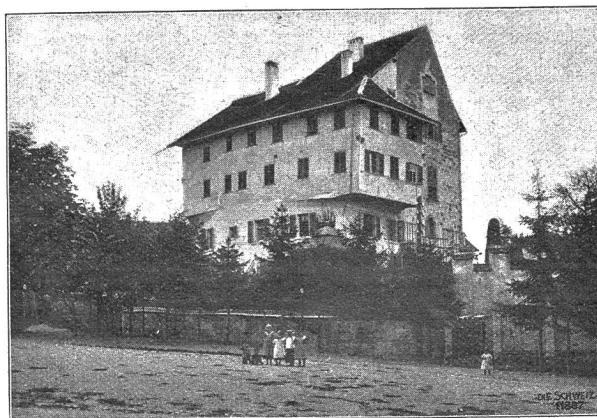
Etwas oberhalb St. Oswald gewahrt man einen altersgrauen, turmartigen Bau, der, innerhalb eigener Ringmauern gelegen, selbst wieder wie eine kleine Festung sich darstut. Es ist die sogenannte Burg. Hier saß bis zum Jahr 1352 der jeweilige Amtmann der habsburgischen Herrschaft und zwar nachweislich schon zu König Rudolfs Zeiten. Im Jahr 1275 richtet sich die vom umliegenden Adel gegen die Stadt geplante Mordnacht auch gegen den „Junkhern“ auf der Burg. Man hatte vor, die Stadt zu überfallen und darin „allen männlichen Saamen zu erwürgen“. Gleichzeitig sollten achtzig Mann „den Junkher auf der Burg heimlich belagern, daß ihnen derselbig Vogel mit entgienge, bis sie die statt in Gründt gerichtet hetten“. Doch die Sache gedieh dem Angreifer schlecht. Die gewarneten Bürger legten sich auf der „Löbern“ in Hinterhalt und fielen dem um Mitternacht heranziehenden Feind in den Rücken. Er verlor fünfundzwanzig Ritter und viele Kriegsknechte. „Ihres gehabten bößen vorhaben wegen, hat man's nit im Kilchhof begraben,“ meint die Chronik, und die bei Anlage des „Schan-

zen grabens“ im Jahr 1526 dort ausgegrabenen Schädel und Gebeine scheinen dies zu bestätigen. Die Burg lag ehemals außerhalb der Stadt und war zwecks selbständiger Verteidigung mit Mauer und Graben umfangen. Auch lassen die in beträchtlicher Höhe über dem Boden liegenden Wohnräume darauf schließen, daß ursprünglich zu ebener Erde kein Eingang vorhanden war. Der Turm gestattete nach Art der römischen Wachtürme wohl erst in gewisser Höhe den Zutritt, und die an der Außenwand befindliche Treppe konnte im Fall der Not hochgezogen werden. Das gotische Portal, das heutzutage die Umfassungsmauer durchbricht, ist modernen Ursprungs.

Die im letzten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts anhebende Baulust (St. Oswald, Rathaus) wirkt auch im sechzehnten fort. Eine ganze Reihe öffentlicher Werke sieht man in seinem Verlauf emporwachsen. Das bedeutendste von ihnen, die neue Stadtbefestigung, wird anno 1519 begonnen und in der verhältnismäßig kurzen Zeit von zehn Jahren fertiggestellt. Freilich mochten die drohenden Religionskriege dabei den „kategorischen Imperativ“ spielen. Allein auch unter dieser Voraussetzung muß die rasche Vollendung einer solchen Aufgabe durch ein kleines Gemeinwesen als Kraftleistung geschätzt werden. Man war sich der veränderten Verhältnisse bei Befestigungsanlagen bewußt, und wer die spärlichen Reste des einstigen Mauerfranzes studiert, wird erkennen, daß man damals unter dem Eindruck der Geschützwirkung gebaut hat. Die runden Türme ragen bastelfärtig in den Graben hinein. Von ihnen aus kann der Angreifer unter Kreuzfeuer genommen, also wirksam von einem Sturm auf Mauern abgehalten werden. Der breite, mit steiler Contrescarpe versehene Graben war zum weitern Schutz dem Wall vorgelagert. Interessant ist, wie eine zeitgenössische Frau (Brandenberg)

über diesen Festungsbau zu den Baumeistern sich äußerte: „Umsonst verwendet ihr die Kosten. Täret ihr wie eure Väter und wären diese eure Vormauer, besser als jene, die keinem ernstlichen Angriff widersteht.“ Dem Rat der wackern Zuggerin ist leider lange nicht entsprochen worden! Noch stehen von den trutzigen Türmen einige aufrecht, als Zeugen jener traurigen Zeit, da der Nachbar dem Nachbarn misstraute und die entzweiten Eidgenossen in blutigem Ringen sich selber zerfleischten.

Einem letzten Blick werfen wir auf das reizvolle mittelalterliche Stadtbild, das sich von unserm Standpunkt, der „Löbern“ aus, gewinnen läßt; dann leitet der Weg über die sogenannte Schanz hinab nach dem Postplatz. Hier beginnt das moderne Zug. An dem geräumigen Platz erhebt sich östlich das neue Heim der eidgenössischen Post und Telegraphie, ein stattliches Bauwerk im Renaissancestil, sowie diesem gegenüber an der Seeseite das kantonale Regierungsgebäude. Hübsch bepflanzte Anlagen, in denen nicht nur die Kinder Floras,



Zug Abb. 4: Die Burg.



Zug Abb. 5: Schanzengraben mit Kapuzinerturm.

sondern auch diejenigen der Fauna (Bovière, Fasanengarten, Hirschpark) ihre wohleingerichtete Heimstatt haben, ziehen sich am Seeufer entlang. In den schattigen Laubgängen mit unvergleichlichem Ausblick auf See und Gebirge wandelt sich's so gut, daß wir über die Stätte des Unglücks von 1887 fast unverstehens hinausgelangen. Hier, an der äußeren Schiffslände, empfiehlt es sich, den Blick noch einmal zurückzuwenden. Den Vordergrund füllt ein Stückchen blauer See mit den neuen Quai-Umlagen gar freundlich aus. Es folgen dann die spitzegeblichen Häuser und Türme der Stadt, terrassenförmig an die sanft ansteigende Vorhöhe des Zugerberges gelehnt und überragt von der stattlichen Baumasse der St. Michaels-Pfarrkirche\*). Die Illustration „Quai mit Hotel Rigi und Regierungsgebäude“ (auf S. 303) kann uns einigermaßen das Gesagte veranschaulichen. Die Landschaft aber, die herrliche, unvergeßliche muß mit dem Auge geschaut werden! Sie ist entzückend am Morgen, wenn Rigi und Pilatus den ersten Gruß der Sonne empfangen und über See, Matten und Wälfern der zarte Duft des jungen Tages liegt. Nicht minder erfreut sie, wenn vor dem steigenden Tagesgestirn die Schleier zerreißen und an der heitern Pracht der Gestade, an ihrer

\*) Die neue Pfarrkirche, in den Jahren 1898—1902 nach Plänen des Architekten Karl Mojer in Karlsruhe errichtet, erforderte einen Kostenaufwand von rund 800.000 Fr. Mit ihren im Übergangsstil des zwölften Jahrhunderts gehaltenen Formen fügt sie sich vorzüglich dem alten Stadtbild ein. Diese wertvollste aller Neuschöpfungen auf dem Gebiet des Bauwesens verdankt die Gemeinde hauptsächlich der unermüdlichen Initiative ihres gegenwärtigen Seelsorgers, Herrn Stadtpfarrers Uttinger, der sich mit ihrer Gründung als ein wahrer Magister Eberhard II. betätigt hat.

gesegneten Fruchtbarkeit der Blick sich erlaßt. Und wenn der letzte Abendstrahl auf den stolzen Bergeshäuptern verglüht ist und es über den See herweht wie Gottes Frieden und Gottes Hauch, dann sprechen wir wohl mit dem Dichter:

„Es ist das kleinste Vaterland  
Der größten Liebe nicht zu klein,  
Je enger es dich rings umschließt,  
Je näher wird's dem Herzen sein!“

Ernst Stadlin, Zug.

## Das Bildnis.

Novelle von René Morax, Morges.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.

Ich sah das Bild und war alsbald ergriffen. Es überstieg alle meine Erwartungen: ein wunderschöner junger Mädchenkopf. Vinci allein hat solche Frauentyphen geschaffen. Die gleiche Harmonie der Züge, dieselbe Reinheit des Ovals, der nach innen gekehrte helle Blick, das geheimnisvoll lichte Lächeln, ein ruhiges Profil unter der welligen Unmut glatter, nach italienischer Art gesteckter Haare. Lady Cadwallon mußte hervorragend schön gewesen sein. — Die Augen meines Gegenübers waren auf die meinen gerichtet, als wolle er meine Gedanken lesen. So sagte ich ganz aufrichtig: „Wie sah ich ein so vollkommenes Bild der Schönheit.“

Fast bitter erwiderte er: „Nichts war die Schönheit des Gesichtes gegen die ihrer Seele!“

Aufmerksamer prüfte ich das Bild, und ich glaubte mit dem von van Dyk gemalten Bildnis eine Ähnlichkeit zu finden. Ich sagte das dem Baronet.

„Nicht wahr, nicht wahr?“ wiederholte er. „Meine Tochter bemerkte das öfter. Das Geschick ihrer Ahnfrau erfüllte sie mit trauriger Sympathie. Morgen werde ich Ihnen sagen, wie ich das Bild meiner Tochter gern gemacht hätte.“

Er legte Photographien und Papiere in die Kassette zurück; dann läutete er, und ein Diener erschien.

„Machen Sie bei Mr. Nevil alles bereit; wir gehen hinauf.“

Dann zu mir sichwendend: „Ich habe wirklich Ihre Geduld mißbraucht; wenn Sie gestatten, geleite ich Sie.“

Er ging mir nach dem ersten Stock voraus, versicherte sich, daß es mir an nichts fehle, und sagte mir, ehe er sich zurückzog: „Mein Zimmer ist links am Ende des Ganges. Sie befinden sich in den von Lady Cadwallon bewohnten Räumen.“

Sie konnte nicht umhin, meine Bewegung zu zeigen, was ihn zu jagen veranlaßte:

„Seien Sie ohne Sorge! Die Tür Ihres Zimmers ist längst verschlossen. Morgen werden Sie den Grund dieses Verfahrens begreifen.“

Er verließ mich, kam aber zurück, als ich eben meine Tür schließen wollte, und fragte ängstlich: „Sie schlafen doch gut, Herr Nevil?“

„Leicht überrascht, antwortete ich: „Mein Schlaf ist wechselnd.“

„Ah, hier sind die Nächte lang, so lang ... Schlafen Sie wohl, Herr Nevil!“ — — —

Ich dachte nach über diesen ersten Tag. Auf alle Besonderheiten dieses Daseins war ich ja gefaßt; aber ich blieb bezaubert von diesem entzückenden Gesicht, das ich nachbilden sollte. Der frühe Tod hatte diesem vollkommenen Ausdruck den Schmuck besonderer Grazie verliehen. Und mein Gedächtnis suchte einen Namen, der mit dieser ruhigen Schönheit harmonierte.

Meine durch die Schlaflosigkeit heftig angeregte Neugierde blieb an dieser unbedeutenden Einzelheit haften. Schließlich schlief ich ein, ohne das Rätsels Löfung gefunden zu haben.

Lange habe ich bei all den kleinen Ereignissen verweilt, die den vierzehn in Black-Hall verbrachten Tagen vorhergingen. Aber dieser Aufenthalt hat in meinem Leben eine solche Rolle gespielt, daß ich die kleinste Einzelheit nicht übergehen darf. Ich fürchte im Gegenteil, nicht peinlich genau genug alles berichtet zu haben. Die Schärfe meiner Beobachtungen ist ja die einzige Bürgschaft meiner Aufrichtigkeit.

Niemand kann meiner Phantasie allein den folgenden eigenartigen und geheimnisvollen Bericht zuschreiben. Einige Auskunft über mein früheres Leben war zu seinem Verständnis unentbehrlich.

Als ich ziemlich spät erwachte, überfielen mich scharenweise